

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lévi-Strauss, Claude
Der Blick aus der Ferne

Aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen und Joseph Vogl. Mit einem Bildteil von Anita Albus.

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1893
978-3-518-29493-2

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1893

Der Sache nach bildet die vorliegende Sammlung von Essays den dritten und abschließenden Teil der Strukturalen Anthropologie, mit der Lévi-Strauss im Jahr 1958 die Wissenschaften vom Menschen auf eine neue Grundlage stellte. Die brillanten Studien über Verwandtschaftssysteme, soziale Organisation, Sprache, Mythologie und Ritus führen Lévi-Strauss' Unternehmen zu einem theoretischen Abschluß und legen zudem die anthropologischen und linguistischen Ursprünge offen, aus denen die strukturelle Methode hervorgegangen ist. Dennoch handelt es sich um weit mehr als den Schlußstein eines erfolgreichen theoretischen Unternehmens. Lévi-Strauss' Entscheidung, den Band nicht *Strukturelle Anthropologie III*, sondern *Der Blick aus der Ferne* zu nennen, betont diejenigen Partien des Buches, in denen der Blick des Ethnologen sich wendet, um die in der Ferne gewonnenen Parameter auf unsere eigene Gegenwart zu beziehen; die höchst folgenreiche Wendung hin zu einer Ethnologie der eigenen Kultur.

Claude Lévi-Strauss, geboren 1908 in Brüssel, gilt als Begründer des Strukturalismus und lehrte von 1935 bis 1939 Soziologie an der Universität von São Paulo und von 1935 bis 1945 an der New School for Social Research. 1950 erhielt er an der École Pratique des Haute Études einen Lehrstuhl für Vergleichende Religionswissenschaften der schriftlosen Völker und 1959 am Collège de France den Lehrstuhl für Anthropologie.

Claude Lévi-Strauss
Der Blick aus der Ferne

Aus dem Französischen
von Hans-Horst Henschen
und Joseph Vogl

Mit einem Bildteil
von Anita Albus

Suhrkamp

**Titel der Originalausgabe:
»Le Regard éloigné«
© Librairie Plon, Paris 1983**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.**

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1893

Erste Auflage 2008

**Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Wilhelm Fink Verlages, München**

**© der deutschen Ausgabe Wilhelm Fink Verlag, München, 1985
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.**

**Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.**

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

**Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt**

ISBN 978-3-518-29493-2

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Vorwort	9
Das Angeborene und das Erworbene	
ERSTES KAPITEL Rasse und Kultur	21
ZWEITES KAPITEL Der Ethnologe und das Wesen des Menschen	53
Familie, Ehe, Verwandtschaft	
DRITTES KAPITEL Die Familie	73
VIERTES KAPITEL Ein australisches »Verwandtschaftsatom«	105
FÜNFTES KAPITEL Kreuzfahrten der Lektüre	120
SECHSTES KAPITEL Die Ehe mit Verwandten näheren Grades	141
Die Umwelt und ihre Darstellungen	
SIEBENTES KAPITEL Strukturalismus und Ökologie ..	159
ACHTES KAPITEL Strukturalismus und Empirismus ..	187
NEUNTES KAPITEL Die Lehren der Linguistik	213
ZEHNTES KAPITEL Religion, Sprache und Geschichte: Zu einem unveröffentlichten Text von Ferdinand de Saussure	225
ELFTES KAPITEL Von der mythischen Möglichkeit zur sozialen Existenz	239

Glaubensvorstellungen, Mythen und Riten

ZWÖLFTES KAPITEL	Kosmopolitismus und Schizophrenie	267
DREIZEHNTE KAPITEL	Mythos und Vergessen	279
VIERZEHNTE KAPITEL	Pythagoras in Amerika	288
FÜNFZEHNTE KAPITEL	Eine anatomische Präfiguration der Zwillingsgeburt	301
SECHZEHNTE KAPITEL	Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel	316
SIEBZEHNTE KAPITEL	Von Chrétien de Troyes zu Richard Wagner, nebst einer Anmerkung zur »Ring«-Tetralogie	326
Zwang und Freiheit		
ACHTZEHNTE KAPITEL	Meditative Malerei	355
NEUNZEHNTE KAPITEL	Einer jungen Malerin	361
ZWANZIGSTE KAPITEL	New York – post- und präfigurativ.....	374
EINUNDZWANZIGSTE KAPITEL	Nachträgliche Anmerkungen zur Kreativität des Kindes	386
ZWEIUNDZWANZIGSTE KAPITEL	Reflexionen über die Freiheit	401
Verzeichnis der Erstveröffentlichungen		415
Personenregister		418
Sachregister		423

Die Marginalien verweisen auf die Seiten des französischen Originals. Das genaue Seitenende ist durch einen Schrägstrich gekennzeichnet.

Roman Jakobson zum Gedenken

»Der große Mangel der Europäer liegt darin, über den Ursprung der Dinge stets nach Maßgabe dessen zu philosophieren, was in ihrem unmittelbaren Umkreis vor sich geht.«

J.-J. ROUSSEAU, *Versuch über den Ursprung der Sprachen*, Kap. VIII.

Vorwort

Dieses Buch hätte seinen Platz logischerweise im Gefolge der beiden 1958 und 1973 erschienenen finden müssen. Es hätte also *Strukturele Anthropologie III* heißen sollen. Ich habe das aus mehreren Gründen nicht gewollt. Der Titel des Buches von 1958 hatte den Stellenwert eines Manifestes; fünfzehn Jahre später, als der Strukturalismus aus der Mode gekommen war, schien es geraten, meine Treue zu den Prinzipien und Methoden zu bekunden, die mich zu leiten nicht aufgehört haben. Ein drittes Mal denselben Titel zu wiederholen hätte den Eindruck vermitteln können, daß ich mich im Laufe dieser vergangenen zehn Jahre, in denen sich meine Forschungstätigkeit auf für mich neuen Wegen bewegt hat, damit begnügt hätte, auf der Stelle zu treten, und daß die Ergebnisse, die heute der Prüfung des Lesers unterbreitet werden, lediglich in Wiederholungen bestünden.

In zweiter Linie hat es für mich, zu recht oder unrecht, den Anschein gehabt, daß, wenn die beiden ersten Bücher jeweils eine Einheit bilden, das bei diesem hier vielleicht noch mehr Gültigkeit hatte. Die zehn Jahre, die seit der *Strukturalen Anthropologie II* verstrichen sind, haben mich ans Ende wo – hoffentlich! – nicht meines aktiven Lebens, jedenfalls aber meiner Universitätslaufbahn geführt, die sich über ein halbes Jahrhundert erstreckt hat; wohl wissend, daß meine Lehrtätigkeit sich ihrem Ende zuneigte, habe ich mir gewünscht, daß hier Probleme auftauchen sollten, die ich hatte beiseite lassen müssen, und zwar ohne mich allzu sehr darum zu sorgen, ob es zwischen ihnen eine Kontinuität gab. Nach Art einer *stretta* habe ich also das Wenige an verfügbarer Zeit raschen Vor- und Rückgriffen auf die großen Themen – Verwandtschaft, gesellschaftliche Organisation, Mythologie, Ritual, Kunst – gewid-

met, die bis dahin meine Aufmerksamkeit gefesselt hatten, die ich damals jedoch in einem langsameren Rhythmus alternieren ließ, als ich das heute kann.

11 Daraus ergibt sich, daß das vorliegende Buch, ähnlich wie die beiden früheren Sammlungen verstreuter und schwer zugänglicher Schriften, / die Gangart eines kleinen ethnologischen Traktats oder einer Einführung in diese Disziplin einschlägt, deren wichtigste Kapitel schon annähernd dargestellt sind. Man konnte diesen Charakter also hervorheben, indem man dem Buch einen abweichenden Titel gab und ihn so wählte, daß er zum Ausdruck bringt, was in meinen Augen das Wesen und die Originalität des ethnologischen Problemansatzes ausmacht, wie er durch praktische Arbeiten oder experimentelle Laborergebnisse (vierter Teil) veranschaulicht wird, die sich auf Themen beziehen, die zu variieren ich nicht zurückschrecke.

Diese Sorge um Vollständigkeit hat mich, nicht ohne längeres Zögern und weil man mich von verschiedenen Seiten darum gebeten hat, bewogen, einen älteren Text über die Familie mitaufzunehmen, der ursprünglich auf Englisch geschrieben wurde, und zwar für das, was in dieser Sprache ein *text-book* [Lehrbuch] heißt, das sich der Zusammenarbeit verschiedener Autoren verdankte und von dem bereits 1971 in den *Annales de l'Université d'Abidjan* eine französische Fassung erschienen war. Ich stelle diese gewissenhafte Übersetzung nicht in Abrede, die ich übrigens wiedergelesen hatte, aber sie nahm sich wie eine Wort-für-Wort-Version aus; also habe ich es für richtig gehalten, eine neue Fassung zu schreiben (Kap. III), die dem Originaltext weniger ehrfurchtsvoll begegnete. Aber selbst derart verändert, leugne ich nicht, daß er ziemlich platt didaktisch bleibt und sich auf dokumentarisches Material beruft, das zu der Zeit, als ich schrieb, klassisch war, heute aber veraltet ist.

Ich möchte zwei weitere Entschuldigungen für diese Wiederveröffentlichung vorbringen. Dieser Text ist, soweit ich mich erinnere, der einzige, in dem ich versucht habe, den Gesamtkomplex der in den *Elementaren Strukturen der Verwandtschaft* behandelten Probleme – wenn auch aus einem anderen Blickwinkel – in eine Art Vogelschau zu überfliegen; der mit diesem Werk wenig vertraute Leser wird hier also den Vorteilen (aber auch den Mängeln) eines kurzen Abrisses begegnen. Desglei-

chen hatte ich in diesem Text versucht, vermeintlich unbewanderten Lesern nahezubringen, worin die kopernikanische Revolution besteht, für die die Wissenschaften vom Menschen der strukturalen Linguistik zu Dank verpflichtet sind: in der Einsicht nämlich, daß man zum Verständnis des Wesens der gesellschaftlichen Bindungen nicht zuerst Gegenstände aufstellen und dann versuchen muß, Verbindungen zwischen ihnen ausfindig zu machen. In einer Umkehrung der traditionellen Perspektive müssen die Beziehungen anfangs als Termini und die Termini selbst als Beziehungen wahrgenommen werden. Anders ausgedrückt: im Netz der gesellschaftlichen Beziehungen haben die Knotenpunkte Priorität vor den Linien, obwohl diese Linien im empirischen Sinne durch Kreuzung jene Knotenpunkte erzeugen. / 12

Ein anderer Text, der Kap. VII des vorliegenden Bandes bildet, war ursprünglich ebenfalls auf Englisch geschrieben worden; als ich ihn jedoch übersetzte, habe ich nicht gewagt, denselben Ausweg einzuschlagen wie im vorhergehenden Fall, und es ist angebracht, daß ich mich dazu kurz erkläre. Der Autor, der es unternimmt, einen Text ins Französische zu übersetzen, den er selbst in einer Sprache geschrieben hat, die er nur unvollkommen beherrscht, ist in großer Verlegenheit. Was er in der fremden Sprache zu sagen versucht hat, würde er auf Französisch anders sagen. Vor allem würde er es knapper sagen, befreit von der Angst, die er empfand, als er sein Denken mit Mitteln zum Ausdruck bringen mußte, deren Unzulänglichkeit ihn nur allzu häufig nötigte, in die Breite zu gehen, aus Sorge, sich nicht auf Anhieb verständlich gemacht zu haben.

Mußte also alles ohne Rücksicht auf den Originaltext neugeschrieben werden, und durfte man sich dabei erlauben, sich kürzer zu fassen? Aber der in Frage stehende Text ist zitiert, kommentiert, diskutiert worden, er ist sogar Gegenstand einer Polemik gewesen. Nähme man sich Freiheiten mit ihm heraus, setzte man sich dem Argwohn aus, ihn verändert zu haben, um den Kritikern weniger Angriffsflächen zu bieten. Ich glaubte also Treue bewahren zu müssen und bitte den Leser, angesichts der Umstände und der dabei verwendeten Sprache einen Vortrag zu entschuldigen, der, auf Französisch wiedergegeben, mir inhaltlich noch immer richtig, aber häufig ungenau und stets verschwommen erscheint.

Mit einiger Verspätung komme ich auf den gleichwohl an den Anfang dieser Aufsatzsammlung gerückten Text mit dem Titel *Rasse und Kultur* zu sprechen, weil er einen längeren und vor allem ganz anderen Kommentar erfordert. Im Jahre 1971 hatte mich die UNESCO gebeten, das internationale Jahr des Kampfes gegen den Rassismus mit einem Vortrag zu eröffnen. Der Grund für diese Wahl lag wahrscheinlich darin, daß ich zwanzig Jahre zuvor einen Aufsatz – *Rasse und Geschichte* – geschrieben hatte, der ebenfalls von der UNESCO angeregt worden war (wiederveröffentlicht in *Strukturelle Anthropologie II*, Kap. XVIII) und einen gewissen Widerhall gefunden hatte. In einer vielleicht neuen Darstellungsform machte ich darin auf einige Binsenwahrheiten aufmerksam, und ich habe rasch bemerkt, daß man von mir lediglich erwartete, sie zu wiederholen. Bereits damals aber hatte ich, um den internationalen Institutionen einen Dienst zu erweisen, denen zu vertrauen ich mich mehr als heute gehalten fühlte, am Schluß von *Rasse und Geschichte* einen etwas schärferen Ton angeschlagen als sonst. Aus Altersgründen vielleicht und sicher aufgrund bestimmter Überlegungen, die durch das Schauspiel hervorgerufen wurden, das die Welt bot, verzichtete ich jetzt auf diese Willfährigkeit und überzeugte mich, daß ich, um der UNESCO dienlich zu sein und/ den Auftrag, den man mir zuteilwerden ließ, ehrlich zu erfüllen, mich in aller Offenheit erklären mußte.

Das ergab einen ziemlich heftigen Skandal. Ich händigte den Text meines Vortrages achtundvierzig Stunden im voraus aus. Als der Tag gekommen war, ergriff zu Beginn – ohne daß ich davon in Kenntnis gesetzt worden wäre – René Maheu, der damalige Generaldirektor, das Wort, um eine Rede zu halten, deren Ziel es nicht nur war, gleichsam vorwegnehmend meine Lästerungen zu exorzisieren, sondern auch und vor allem die vorgesehene Tagesordnung auf den Kopf zu stellen, um mich zu Streichungen zu nötigen, die vom Standpunkt der UNESCO aus samt und sonders Terraingewinne bedeutet hätten. Es gelang mir dennoch, meinen Text vorzutragen, und ich endete in der vorgesehenen Zeit. Nach dem Vortrag aber traf ich in den Wandelgängen mit UNESCO-Mitgliedern und -Mitarbeitern zusammen, die bestürzt darüber waren, daß ich mich mit einem Katechismus angelegt hatte, der für sie um so mehr ein Glaubensartikel war,

als seine um den Preis löblichen Einsatzes gegen ihre lokalen Traditionen und ihr gesellschaftliches Milieu erzielte Aneignung ihnen dazu verholten hatte, von einer bescheidenen Anstellung in irgendeinem Entwicklungsland zum geheiligten Status von Funktionären einer internationalen Institution aufzusteigen*.

Welcher Sünden hatte ich mich also schuldig gemacht? Im Rückblick sehe ich deren fünf. Erstens hatte ich das Auditorium dafür sensibilisieren wollen, daß seit den ersten Kampagnen der UNESCO gegen den Rassismus in der wissenschaftlichen Produktion etwas passiert war und es, um die rassistischen Vorurteile zu zerstreuen, nicht mehr genügte, die gleichen Argumente gegen die alte somatische Anthropologie und ihre Skelettmessungen, ihre Eichungen von Haut, Augen und Haaren wiederzukäuen . . . Der Kampf gegen den Rassismus setzt heute einen breit gefächerten Dialog mit der Populationsgenetik voraus, und sei es nur, weil es die Genetiker sehr viel besser als wir verstehen, die *de facto*- und *de jure*-Unfähigkeit darzulegen, den Anteil des Erworbenen und des Angeborenen beim Menschen voneinander abzugrenzen. Da sich die Frage fortan aber eher in naturwissenschaftlichen als in philosophischen Begriffen stellt, büßen die Antworten darauf – und selbst die negativen – ihren Dogmencharakter ein. Die zwischen Ethnologen und Anthropologen geführte Auseinandersetzung/ um den Rassismus spielte sich ¹⁴ damals hinter verschlossenen Türen ab; anzuerkennen, daß die Genetiker da einen Hauch frischen Windes hineinbringen, trug mir den Vorwurf ein, ich hätte den Wolf in den Schafstall gelockt.

Zweitens wandte ich mich gegen den sprachlichen Mißbrauch, mit dem man mehr und mehr dazu übergeht, Rassismus im strengen Sinne und normale, sogar legitime, jedenfalls unvermeidliche Einstellungen miteinander zu verquicken. Der Rassismus ist eine Doktrin, die in den intellektuellen und moralischen

* Der Wahrheit halber muß ich einräumen, daß, alles wohl bedacht, meine Äußerungen von 1971 nicht so ungebührlich waren, zumal der vollständige Text meines Vortrages ja einige Monate später in der *Revue internationale des Sciences sociales* unter der Schirmherrschaft der UNESCO veröffentlicht wurde.

Merkmale, die einem Komplex von Individuen zugeschrieben werden (wie immer man diesen Komplex definiert), die zwangsläufige Auswirkung eines gemeinsamen genetischen Erbgutes zu sehen behauptet. Man kann aber die Einstellung von Individuen oder Gruppen, die ihre Treue zu bestimmten Werten für andere teilweise oder vollkommen unempfänglich macht, nicht in dieselbe Rubrik einordnen oder sie automatisch demselben Vorurteil zur Last legen. Es ist durchaus nicht sträflich, eine bestimmte Art, zu leben und zu denken, über alle anderen zu stellen und sich von denen oder jenen wenig angezogen zu fühlen, deren Lebensweise, an sich achtbar, sich weitgehend von der entfernt, der man durch Tradition verhaftet ist. Diese relative Unansprechbarkeit ermächtigt zwar nicht dazu, die abgelehnten Werte oder ihre Repräsentanten zu unterdrücken oder zu Grunde zu richten; sie hat aber, in ihren Grenzen gehalten, nichts Empörendes an sich. Sie kann sogar den Preis darstellen, der dafür entrichtet werden muß, daß die Wertsysteme jeder geistigen Familie oder Gemeinschaft bewahrt werden und sie die zu ihrer Erneuerung nötigen Ressourcen in ihrem eigenen Fundus finden. Wenn es, wie ich in *Rasse und Geschichte* geschrieben habe, ein bestimmtes Optimum an Verschiedenheit zwischen den menschlichen Gesellschaften gibt, über das sie nicht hinausgehen, unter das sie aber auch nicht gefahrlos absinken können, muß man anerkennen, daß diese Verschiedenheit zum Teil aus dem Bedürfnis jeder Kultur erwächst, in Gegensatz zu den sie umgebenden anderen Kulturen zu treten, sich von ihnen zu unterscheiden, mit einem Wort: sie selbst zu sein; sie ignorieren sich nicht, machen gelegentlich sogar Anleihen beieinander; damit sie aber nicht zugrundegehen, muß in anderer Hinsicht zwischen ihnen eine gewisse Undurchlässigkeit fortbestehen.

An all das mußte erinnert werden – und mehr noch heute, wo nichts den Kampf gegen den Rassismus mehr kompromittiert, von innen aushöhlt und schal macht als die Art und Weise, wie man den Begriff, wenn ich einmal so sagen darf, »an alle Saucen rührt«, indem man eine falsche, aber eindeutige Theorie mit gemeinsamen Neigungen und Einstellungen / verquickt, bei denen es illusorisch wäre sich vorzustellen, daß die Menschheit sich eines Tages davon befreien könnte, noch gar, daß man es ihr

wünschen möchte: verbaler Schwulst, vergleichbar dem, der seit dem Malvinen-Konflikt so viele Politiker und Publizisten veranlaßt hat, Krieg gegen einen Überrest des Kolonialismus zu nennen, was in Wirklichkeit nur eine Flurbereinigungsfrage war.

Weil diese Neigungen und Einstellungen unserer Gattung aber gewissermaßen konsubstantiell sind, haben wir nicht das Recht uns zu verhehlen, daß sie eine Rolle in der Geschichte spielen: immer unausweichlich, häufig fruchtbar und zugleich gefahrenschwanger, wenn sie sich verschärfen. Ich forderte die Zuhörer also auf, mit Besonnenheit, ja mit Melancholie, wenn sie so wollten, an der Heraufkunft einer Welt zu zweifeln, in der die Kulturen, von wechselseitiger Leidenschaft füreinander ergriffen, nur noch bestrebt wären, sich gegenseitig zu feiern, in einer Art Verschmelzung, in der jede die Anziehungskraft, die sie auf die anderen gehabt haben mochte, und ihre eigenen Existenzgründe einbüßte. Viertens warnte ich davor, weil offensichtlich ein Bedürfnis danach bestand, daß es einfach nicht genügte, Jahr für Jahr schöne Redensarten hervorzusprudeln, um die Menschen mit Erfolg zu verändern. Schließlich hob ich hervor, daß die Ideologie der UNESCO, um der Konfrontation mit der Realität zu entgehen, sich nur allzu leicht hinter widersprüchlichen Behauptungen versteckte. Etwa so – und das Programm der Weltkonferenz zur nationalen Kulturpolitik, die 1982 in Mexiko abgehalten wurde, sollte das noch deutlicher zutage treten lassen, also zitiere ich es hier – etwa so, daß sie sich vorstellte, man könne durch gutgemeinte Worte antinomische Anträge wie die überwinden, die darauf abzielten, die »Treue zu sich selbst und die Öffnung in Richtung der anderen« miteinander zu versöhnen oder gleichzeitig die »schöpferische Bejahung einer jeden Identität *und* die Annäherung aller Kulturen« zu fördern. Mir scheint also, daß dieser Text meines zwölf Jahre alten Vortrages noch heute aktuell ist. Er zeigt jedenfalls, daß ich nicht erst die Woge der Soziobiologie abzuwarten brauchte und nicht einmal das Auftauchen des Begriffs, um bestimmte Probleme aufzuwerfen; was mich acht Jahre später (*cf.* Kap. II des vorliegenden Bandes) nicht gehindert hat, mein Urteil über diese angebliche Wissenschaft abzugeben

und ihre Verschwommenheit und die unvorsichtigen Extrapolationen und inneren Widersprüche zu kritisieren.

16 Abgesehen von den Texten, die ich bereits erwähnt habe, gibt es zu den hier folgenden Arbeiten wenig zu sagen, es sei denn, daß einige, die für Aufsatzsammlungen zu/ Ehren oder zum Gedenken an Kollegen bestimmt waren, in ihrer ersten schriftlichen Fassung an Mängeln litten, wie sie dieser Art Übungen nun einmal innewohnen. Man sagt aus Freundschaft, Bewunderung oder Wertschätzung zu und macht sich dann doch wieder an Aufgaben, die zu unterbrechen man weder Lust noch Freiheit hat; wenn die Frist dann abgelaufen ist, muß man einen Text aus der Hand geben, mit dem man sorgfältiger hätte umgehen sollen, indem man als Entschuldigung vorbringt, daß der Widmungsträger für die Absicht wohl empfänglicher sein wird als für den Gegenstand und eine heteroklite Zusammenstellung, wie sie für Aufsatzsammlungen typisch ist, ihnen ja doch nur zu sehr wenig Lesern verhilft. Ich habe diese Texte also erneut durchgesehen, um die Begriffe aufeinander abzustimmen, Auslassungen wiederherzustellen und hier und da Argumentationslücken zu schließen.

Im Schlußteil habe ich schließlich verschiedene Arbeiten zusammengefaßt, zwischen denen eine Verbindung nicht unmittelbar ersichtlich ist: Erörterungen über Malerei, Erinnerungen an mein Leben in New York vor etwa vierzig Jahren, Gelegenheitsäußerungen über Erziehung und Menschenrechte. Gleichwohl durchzieht sie ein roter Faden und verbindet sie mit dem ersten Kapitel des Buches: zusammengenommen, kann man darin eine Reflexion über die Beziehungen zwischen Zwang und Freiheit sehen. Denn wenn die ethnologischen Forschungen dem modernen Menschen eine Lehre vermitteln können, so ist es die, daß die Gesellschaften, die häufig so beschrieben werden, als stünden sie ganz im Banne der Tradition und als sei ihr einziges Bestreben darauf gerichtet, sich auch in ihren belanglosesten Bräuchen so zu erhalten, wie sie die Götter oder die Ahnen zu Anbeginn der Zeiten erschaffen hätten, dem Blick des Betrachters einen fruchtbaren Überfluß an Bräuchen, Glaubensvorstellungen und Kunstformen bieten, die Zeugnis ablegen von den unerschöpflichen kreativen Kräften des Menschen.

Daß es keinen Gegensatz zwischen Freiheit und Zwang gibt,

daß sie sich im Gegenteil wechselseitig stützen – und zwar so, daß jede Freiheit eingeübt wird, um einen Zwang zu umgehen oder zu bewältigen, und jeder Zwang Brüche oder Stellen geringeren Widerstandes bietet, die für die Kreativität geradezu Herausforderungen darstellen – nichts kann die zeitgenössische Illusion besser zerstreuen, die Illusion nämlich, daß die Freiheit keine Fesseln erträgt und die Erziehung, das gesellschaftliche Leben und die Kunst zu ihrer Entfaltung einen Akt des Glaubens an die Allmacht der Spontaneität erfordern, in dem man zwar nicht die Ursache, wohl aber einen bezeichnenden Aspekt der Krise sehen kann, von der der Westen heute geschüttelt wird.

Das Angeborene und das Erworbene

»Die Gewohnheit ist eine zweite Natur, die die erste aufhebt. Was aber ist Natur? Weshalb soll die Gewohnheit nicht natürlich sein? Ich fürchte, diese Natur selbst ist nur eine erste Gewohnheit, wie die Gewohnheit eine zweite Natur ist.«

PASCAL, *Pensées* (hrsgg. von E. Wasmuth, II, 93).

